

# Verhärtete Fronten auf beiden Seiten

Die meisten Israelis und Palästinenser wünschen sich ein Ende des Blutvergießens, doch der Weg dorthin ist steinig

Von unserem Redaktionsmitglied  
Anne-Katrin Wehrmann

Jerusalem. „No more wall! Make peace!“ Die auf die Wand gesprühte Aussage ist eindeutig: Keine Mauer mehr, macht Frieden. Zwar haben Israelis und Palästinenser auf den ersten Blick nicht viele Gemeinsamkeiten, doch eines scheint langsam über alle Grenzen hinweg in vielen Köpfen anzukommen: Genug Blut ist vergossen worden – es wird Zeit, sich endlich zu einigen.

Aber noch ist es nicht so weit. Noch gehen die Selbstmordattentate radikaler Palästinenser weiter, noch prägen Soldaten das israelische Stadtbild. Wo immer man gerade unterwegs ist, Soldaten mit Maschinenpistolen auf dem Rücken sind jederzeit in Sichtweite. Selbst vor der Klagemauer stehen sie: manche zum Aufpassen, manche zum Beten. Die Israelis haben sich daran gewöhnt.

## Zaun und Mauer zum Schutz

Nicht gewöhnt haben sie sich an die blutigen Anschläge, die seit Beginn der zweiten Intifada vor fünf Jahren regelmäßig das Land erschütterten. Um sich vor den Attentätern zu schützen, lässt die israelische Regierung seit einiger Zeit einen gigantischen Zaun entlang der Grenze zur palästinensischen Westbank errichten – an wichtigen Straßen und um Jerusalem herum sogar eine acht Meter hohe Betonmauer.

Die Regierung wertet die Sperranlage als Erfolg: Die Zahl der Anschläge sei durch den „Sicherheitszaun“ um 70 Prozent zurückgegangen, heißt es. Die Palästinenser nennen das Bauwerk dagegen „Apartheid-Mauer“. Für sie handelt es sich um nichts anderes als eine weitere Schikane, mit der ihnen das Leben erschwert werden soll. Wie vielen liberalen Israelis auch bleibt ihnen unverständlich,



Bald wird die Mauer um Jerusalem fertig sein: Lücken wie diese am Checkpoint Kalandia sind schon jetzt selten geworden. Wer auf die israelische Seite möchte, muss sich als israelischer Staatsbürger oder als Inhaber einer blauen Identitätskarte ausweisen (kleines Bild). Fotos: aw

warum die Sperranlage nicht wenigstens auf der grünen Linie entlangläuft, sondern an vielen Stellen kilometerweit in palästinensisches Gebiet hineingebaut wurde.

„Mit der israelischen Sicherheit kann man das jedenfalls nicht begründen“, meint der palästinensische Journalist Hani Masri. Kaum noch jemand rechne vor den Wahlen, die nächstes Jahr in Israel und in den palästinensischen Gebieten anstehen, mit einem Fortgang des

Friedensprozesses. Danach aber, so hoffen viele Israelis und Palästinenser, kann der als Roadmap bezeichnete Nahost-Friedensplan mit neuem Leben gefüllt werden.

## Wer macht den Anfang?

„Es müssen Abmachungen getroffen werden, an die sich dann beide Seiten halten“, sagt Sulaiman Abu Dayyeh, Leiter der Palästinaabteilung bei der Friedrich-

Naumann-Stiftung in Jerusalem. „Und die Israelis müssen sich zuerst daran halten, weil sie die Stärkeren sind.“ Die israelische Regierung wiederum fordert zunächst eine Einstellung des palästinensischen Terrors, bevor sie wieder in Friedensverhandlungen einsteigt.

Manchmal habe man den Eindruck, als würden beide Seiten in ihrer eigenen Erzählung leben, meint Israels bekanntester Nachrichtensprecher Chaim Yavin. „Es

ist, als ob sich zwei Taube ihre Geschichte erzählen.“ Der 73-Jährige hat gerade eine Dokumentarserie mit dem Titel „Das Land der Siedler“ gedreht, die in Israel für viel Wirbel gesorgt hat. Im Verlauf seiner Recherche traf er auf unveröhnliche Siedler und auf verbiterte Palästinenser. Die Hoffnung auf Frieden hat er dennoch nicht aufgegeben: „Weil beide Seiten langsam merken, dass es so einfach nicht weitergehen kann.“

## Vom täglichen Leben in der Hölle

### Sawfat Al Kahlout lebt in ständiger Angst

Gaza (aw). Viele Palästinenser beschreiben das Leben in den „besetzten Gebieten“, wie die Westbank und der Gazastreifen in ihrem Sprachgebrauch heißen, als Hölle auf Erden. Sawfat Al Kahlout ist einer von ihnen. „Glauben Sie mir“, sagt der 32-Jährige, „wir rechnen jederzeit und überall mit dem Tod.“



Obwohl sich die Israelis aus dem Gazastreifen zurückgezogen haben, kontrollieren sie noch immer die Grenze, den Zugang zum Meer und den Flugraum. „Nach ihrem Rückzug haben sie sich eine neue Methode ausgedacht, die palästinensische Zivilbevölkerung in Angst und Schrecken zu versetzen“, erzählt Al Kahlout. Mit ihren F16-Flugzeugen durchbreche die israelische Armee regelmäßig die Schallmauer und erzeuge damit laute Explosionen. „Vor allem die Kinder leiden sehr darunter – sie können nicht unterscheiden, ob es sich um echte oder um vorgetauschte Angriffe handelt.“

## Freunde wurden erschossen

Sawfat Al Kahlout hat vier Kinder. Mit seiner Familie lebt er in Gaza, wo er als Journalist arbeitet. Geboren ist er im Flüchtlingslager Jabalia: Dorthin waren seine Eltern geflohen, nachdem sie ihre Heimat im israelischen Ashkelon hatten verlassen müssen. Die Angst um sein Leben verfolgt Al Kahlout schon seit seiner Kindheit. „Als ich 14 war, brach die erste Intifada aus“, erinnert er sich. „Ich stand daneben, als israelische Soldaten meine Freunde erschossen, nur weil sie mit Steinen nach ihnen geworfen hatten.“

Palästinenser zu sein bedeute ein Leben lang zu leiden, arm zu sein, um die Zukunft der Kinder zu fürchten und nur darauf zu warten, dass das eigene Haus zerstört werde, sagt Al Kahlout. Unter diesen demütigenden Bedingungen sei die zweite Intifada eine

Nach Freudensprüngen ist den meisten Palästinensern auch nach Israels Rückzug aus dem Gazastreifen nicht zumute. Foto: dpa

ganz natürliche Reaktion: „Auch, wenn ich mit einigen Methoden der Widerstandskämpfer wie zum Beispiel den Selbstmordattentaten nicht einverstanden bin.“

Auf die Frage, ob er das Recht der Juden auf einen eigenen Staat akzeptiere, fragt er zurück: „Warum nicht?“ Die meisten Palästinenser verstünden jedoch nicht, warum dieser Staat ausgerechnet auf ihrem Land habe entstehen müssen. „Warum sollen wir die Rechnung dafür bezahlen, dass die Europäer und vor allem die Deutschen in der Geschichte die Juden so gequält haben?“ Nun, da der israelische Staat Realität geworden sei, müsse sein Volk allerdings irgendwie damit fertig werden.

Trotz aller Wut und Angst ist Al Kahlout davon überzeugt, dass die Israelis „ganz normale“ Menschen sind: „Es gibt gute und schlechte.“ Er selbst habe viele israelische Freunde und hoffe, dass er bald in Frieden mit seinen Nachbarn leben könne. „Und dass meine Kinder jederzeit nach Tel Aviv fahren können, um dort mit israelischen Kindern zu spielen.“

## NZ IM DIALOG: NAHOST-KORRESPONDENT IN BREMERHAVEN

### Vortrag über Jerusalem

Bremerhaven (rn). Jerusalem – der Name der Stadt ist ein Reizwort. Kaum eine Stadt ist mit mehr Träumen, Fantasien und Sehnsüchten behaftet. Der Nahostkorrespondent Dr. Gil Yaron wird im Rahmen von NZ im Dialog am morgigen Donnerstag, 24. November, ab 19.30 Uhr im Besucherzentrum Am Reu-

terhamm über die Problematik dieser Stadt berichten.

Yaron lebt seit 13 Jahren im Brennpunkt des Nahen Ostens. In seinem Vortrag wird er die Konflikte um eine Stadt näher bringen, die die Welt seit 2000 Jahren in Atem hält.

Die Stadt, in deren Namen die Religionen zu Mäßigung, Menschenliebe und Toleranz aufrufen, ist gleichzeitig Hebelpunkt der Extremisten. Jerusalem steht im Mittelpunkt jeder Friedenspolitik. Die

Stadt ist die Bruchstelle, an denen es allen Politikern misslingt, ihre Sehnsüchte den Interessen ihrer Völker unterzuordnen. Kaum ein Problem im mehr als 100 Jahre alten Konflikt zwischen Zionisten und palästinensischen Nationalisten ist komplexer, vertrackter und verwirrender als die Frage über die Herrschaft in Jerusalem. So ist anzunehmen, dass die Stadt auch in den nächsten 100 Jahren Kernpunkt des israelisch-palästinensischen Konfliktes bleiben wird.



„Die Region benötigt mehr Zeit, als wir in Europa glauben.“

Rudolf Dreßler,  
bis Ende August 2005  
deutscher Botschafter in Israel

## Vom ganz normalen Raketen-Wahnsinn

Der israelische Jude Ralph Lewinsohn hat sich an die beinahe täglichen Explosionen gewöhnt

Kfar Azza (aw). Höchstens 15 Sekunden haben sie Zeit, um sich in Sicherheit zu bringen: Wenn die Bewohner von Kfar Azza die Warnung aus den Lautsprechern hören, wissen sie, dass nur wenige Augenblicke später wieder eine palästinensische Rakete in ihren Kibbuz einschlagen wird. „Man gewöhnt sich daran“, sagt Ralph Lewinsohn lakonisch. Er ist einer von rund 700 Juden, die in dem Kibbuz in unmittelbarer Nähe des Gazastreifens leben.

Seit Ariel Scharon den Gazastreifen räumen ließ, ist die Zahl der Angriffe nach Lewinsohns Angaben noch einmal gestiegen. „Logisch ist das nicht“, meint der 53-Jährige, „aber mit Logik kommt man im Nahen Osten ohnehin nicht weit.“ Beinahe jede Nacht hören er und die anderen Kibbuzniks Explosionen, manchmal auch tagsüber. Trotzdem hat er nie darüber nachgedacht, an einen anderen Ort zu ziehen: „Das ist mein Zuhause, hier gehe ich nicht weg.“

Vor 24 Jahren ist Lewinsohn mit seiner Frau nach Kfar Azza gekommen, seine drei Kinder sind dort aufgewachsen. Wie viele andere Israelis auch hat er eine Familiengeschichte, über die man ein Buch schreiben könnte: Die Eltern flohen 1936 unabhängig voneinander aus Deutschland nach Afrika, trafen sich dort und heirateten nach Kriegsende in Namibia. Während es Ralph Lewinsohn

später nach Israel verschlug, lebt sein Bruder heute in Australien.

Die deutschen Eltern zogen ihre beiden Jungs in Windhoek weltlich groß: Die jüdische Religion spielte in ihrem Alltag kaum eine Rolle. „Trotzdem bin ich schon als Kind ständig mit einem Judenstern rumgelaufen“, erzählt Lewinsohn. „Alle sollten wissen, dass ich Jude bin – das war mir schon immer sehr wichtig.“ Daran hat sich bis

heute nichts geändert, auch wenn er schon seit Jahren keine Synagoge mehr von innen gesehen hat. „Ich bin ein Jude im jüdischen Staat. Ich muss hier nichts tun, um mich als Jude zu fühlen.“

## Zu viele Tabuthemen

Seit neun Jahren arbeitet Lewinsohn mittlerweile als Reiseleiter. Weil sich Kfar Azza wie die meis-

ten Kibbuzim nicht mehr von der Landwirtschaft finanzieren kann, müssen fast alle Bewohner inzwischen außerhalb der Kollektivsiedlung Geld verdienen. Immer wieder trifft Lewinsohn bei seiner Arbeit auch auf Palästinenser. Die geschäftliche Zusammenarbeit sei meistens kein Problem, sagt er – palästinensische Freunde habe er allerdings nicht. „Es gibt so viele Tabuthemen wie Politik, Religion, Schulsystem und so weiter, dass man letztlich nur noch über das Wetter sprechen kann. So können keine Freundschaften entstehen.“

Während der 53-Jährige gerade mit einer deutschen Reisegruppe in Jerusalem unterwegs ist, erreicht ihn eine SMS seiner Frau: In der vergangenen Nacht ist wieder eine Rakete in den Kibbuz eingeschlagen. „Glücklicherweise hat sie kein Haus getroffen“, sagt er. Und, nach einem Achselzucken: „Das Leben geht weiter.“

## STICHWORT: KIBBUZ

Ein Kibbuz ist eine Kollektivsiedlung in Israel mit gemeinsamem Eigentum und basisdemokratischen Strukturen. Früher konnten sich die Kibbuzim allein über Landwirtschaft finanzieren: Die Bewohner lebten nicht nur innerhalb der Siedlung, sondern sie arbeiteten auch dort. Diese Strukturen sind mittlerweile aufgelockert.



Ralph Lewinsohn arbeitet seit neun Jahren als Reiseleiter in Israel. Hier führt er eine deutsche Gruppe durch Jerusalem. Foto: aw